**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 9 (1919)

**Heft:** 17

**Artikel:** Die Königschmieds [Fortsetzung]

**Autor:** Moeschlin, Felix

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637234

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 26. April 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

## Lenzgang

Von Adolf Frey.

Aufstoßen enteiste
Brunnstuben die Türen
An sonniger Hügelbreite;
Es rieseln die Wasser
Und reisen und summen:
Das ist der Lenz!

Wir wandeln vorüber
Dem Rinnen und Rauschen,
Wir plaudern und scherzen
Und singen und plaudern
Zwischen den überschwellenden
Frühlingsblumenkörben.
Entronnen sind wir
Dem Menschengebrosame
Engbrüstiger Neidhartsgassen
Und dem krätzigen Stadtklatsch.
Wir dürfen uns fessellos
Ansehn und an den Händen fassen,
Wie wir am Raine
Des Huflattichs Goldkappen
Beschauen und berühren
Und den Zackenstirnreif
Um das neckisch verschämte
Schelmenköpfchen der Maßliebs.
Wir schlendern empor
Den Buchenbergsteig,
Der aus der grünen Kammer
Der herben Waldtals
Die weiten Ringel windet,
Durch zitternde Blätterschilde
Stoßen See und Firne
Die blitzenden Hände;
Laue Lüfte laufen
Lachend Boten,
Und Finken und Drosseln
Bestreuen die Halden
Mit silbernen Liedersternen.

Hier verweile dich
Und raste mit mir
Auf der Tannenbank
Vor der waldverlornen Schenke!
Und sage mir wieder,
Wie du mich liebst
Und wie manchmal deine Lippen
Die meinen ersehnten!
Ich Sturmesmüder erstarke
An deiner Seele
Zum neuen Streitgang
Des Lebens
Und deine dunkeln Augen
Schauern Lenzblüten
Ueber mich.

## Die Königschmieds.

**Roman von Felix Moeschlin.**

17

Achtes Kapitel.

Wenn der Königschmied stolz und glücklich zuoberst am Eichentische saß, geschah es bisweilen, daß er seinen Gefühlen eine Zunge geben mußte und zu einem Besucher sagte: „Wer hat es besser als ich?“

Dann begann dieser wohl ganz mechanisch für sich selbst nachzurechnen, wieviele von seinen eigenen Plänen mißglückt und wie ihm manches so übel ausgeschlagen, während dem robusten Alten da gegenüber alles nach Wunsch gegangen war. Und dann kam ihm ohne weiteres der grimmige Neid obenauf und die Mißgunst stach, daß es weh tat.

Aber zehn Jahre nach dem Tode Pfarrer Gregors wäre keiner mehr zu finden gewesen, der den Königschmied beneidet hätte.

Da standen denn auch einmal zwei Männer an der Straße von Vorderwil nach Hinterwil im Gespräche beisammen, zwei Metzger, der von Rotterburg und einer aus der Stadt; und ein alter, hinfälliger Mann mit weißem Barte schlurfte an ihnen vorbei, hinter ihm ein großer Hund; und der Rotterburger grüßte.

„Es ist mir, ich müßte ihn kennen,“ sagte der andere, „aber ich weiß nicht, wo ich ihn hintun soll. Wer war das?“

„Der Königschmied.“

„Der? hat sich gewaltig verändert, der Mann! Vor Jahren war er noch stark und rüstig, wie ich ihm ein Kalb abkaufte. Nun, es ist eine anständige Zeit seither und man kann sich derweil schon verändern. Er mag wohl nahezu ein Siebziger sein.“

„Ungefähr. Aber das Alter allein hat ihn nicht so heruntergebracht.“

„Das Saufen?“

„Nein, der Kummer!“

„Der kann einen schon herunterbringen, das ist wahr. Aber ich begreif' nicht, wie der Königschmied dazukommt. Er ist doch einer von den reichsten!"

„Gewesen!"

„Alles futsch? verspekuliert?"

„Nein, er hat das Dümmste getan, was einer tun kann: er hat schon bei Lebzeiten das Vermögen seinen Kindern gegeben."

„Merkwürdig! Er war doch ein gescheiter Mann."

„Aber in seinen Sohn vernarrt. Er hat ihm den Hof übergeben, hat die Kinder erben lassen und sich nichts vorbehalten. Wie das herauskommt, weiß man."

„Es wird sich niemand mehr um ihn kümmern."

„Stimmt. Und das ist noch nicht alles. Sein Sohn hat eine schlimme Ehe. Immer Zorn und Händel. Und der Vater muß das mitansehen."

„Was hat er für eine?"

„Hintschis Lydia aus Buschwiler."

„Eine reiche?"

„'s war nicht so viel dran, wie man meinte. Man hatte das Geld bald gezählt, als ihr Vater starb. Aber ich hätt' sie nicht gewollt, und wenn sie auch vorn und hinten vergoldet gewesen wäre. Es geschieht ihm recht!"

„Wem?"

„Dem Viktor! Denn er hat eine andere sitzen lassen, wie man sich erzählt. Und die ist ein paar Jahre so halblebig herumgegangen, und dann hat sie nach Bollwiler hinüber geheiratet, eine ganz gute Partie. Aber es soll schlimm herausgekommen sein."

„Ist sie unglücklich?"

„Ja, soviel man weiß. Und der Viktor, der hat jetzt den Geizteufel in sich, er kann nie genug sehen. Seine Frau notabene auch. Es ist ja immer so. Der Mensch muß sein Herz an etwas hängen. Wenn man das eine nicht hat, will man das andere haben. Und man meint schließlich, das Geld halte allem die Wage. Und hie und da nimmt er auch einen über den Durst. Man begreift's ja."

„Der Königschmied tut mir leid."

„Und das ist noch nicht alles."

„Es wäre schon genug."

„Die älteste von seinen drei Töchtern, die Josephine, ist schon gestorben. Sie war im Welschland verheiratet, mit einem Reichen. Aber sie war so geizig, daß sie alles selber machen wollte und an den Dienstleuten sparte, als hätte sie es nötig, und dem Manne die Knechte wegdisputierte bis auf die allernotwendigsten. Und einmal wollte sie auch eine schwere Arbeit tun, etwas heben, glaub' ich, und bekam das Miserere und starb daran."

„Was ist das für eine Krankheit?"

„Wenn die verdaute Speise den umgekehrten Weg geht."

Der Stadtmetzger schüttelte sich.

„Gott behüte uns davor."

„Darum nennt man die Krankheit auch das Miserere."

„Der Vater kann mich dauern."

„Und der zweiten Tochter ging es auch schlimm. Ihr Mann trank und trank und schließlich bekam er das Delirium. Und einmal fehlte er am Tisch, und als man ihn suchte, fand man ihn in der Scheune, aber tot."

„Ein Schlag?"

„Nein, er hatte ein Seil um den Hals, und das Seil war an einen Balken gebunden, und seine Füße kamen nicht auf den Boden. Und daß dies ein Mensch auf die Länge nicht aushalten kann, weiß ein jeder. Er wird's wohl auch gewußt haben."

„Dann hat sie jetzt wenigstens Ruh."

„Vor ihm, ja, denn herumgeistern tut er glücklicherweise nicht, aber nicht vor dem Notar in Bernach, der ihrem Manne Geld geliehen hat. Sie ist so schlecht dran wie ein Armenhäusler, wenn sie schon auf einem Hof sitzt. Er hat alles vertrunken. Und von den drei Kindern, die sie hatte, sind zwei gestorben und das übrig gebliebene kränkelt."

„Wahrhaftig, schlimme Dinge für einen alten Mann. Was er wohl jetzt treibt, den lieben langen Tag? Arbeiten kann er gewiß nicht mehr viel."

„Das ist's eben, drum wird er so schlecht behandelt. Die Enkel lachen ihn aus. Der Sohn vergönnt ihm das Brot und die Frau sagt ihm ganz offen, daß es das beste wäre, wenn er stürbe. Er sei doch zu nichts mehr nütz auf der Welt, bloß allem im Wege. Er hat's nicht verdient um sie, aber so sind die Kinder. Und so sitzt er denn im Hause herum und läßt sich kujonieren. Aber wo will er sonst hin? Und es ist doch sein Hof. Es wundert mich, daß er heute nach Hinterwil wandert, er hat das sonst nicht in der Mode."

„Und der Hund?"

„Ist sein Hund, der Hektor, ein gutes Tier. Er hat ihn einmal auf der Straße aufgelesen und seither sind sie immer beisammen. Auf ein Tier ist mehr Verlaß als auf einen Menschen, weiß Gott."

„Das stimmt."

„So geht's auf der Welt. Es ist immer schlimm, wenn man alt und hinfällig wird und kein Geld mehr hat. Auf jeden Fall will ich dafür sorgen, daß meine Kinder nicht in die Versuchung kommen."

„Ja, man muß für sich selber sorgen, das ist das Sicherste. Wenn man sich auf andere verläßt, dann ist man angeschmiert, umsomehr, wenn es die nächsten Verwandten sind. Aber jetzt muß ich auf den Zug."

„Eine kommode Einrichtung, das Bähnchen, nicht?"

„Ja. Es war ein Wunder, daß es endlich zustandekam. Die alten Bauern haben sich ja gewehrt, als ginge es ihnen an den Kragen."

„Und jetzt sitzen sie am meisten drin. Der Königsviktor hat's durchgesetzt. Denn tüchtig ist er, das muß man ihm lassen."

„Adieu, sonst komm' ich zu spät. Und bis zur Station in Hinterwil habe ich doch mindestens zehn Minuten."

„Sicher, und dann mußt du erst noch lange Beine machen. Adieu denn. Komm' gut heim."

Sie schüttelten sich die Hand und trennten sich. Der eine ging Vorderwil zu, der andere abwärts, hinter dem Königsepp drein. Im Dorfe holte er ihn ein und im Vorbeischreiten wunderte er sich nochmals darüber, daß der Königschmied, der sonst so aufrecht und stolz einhergegangen war, derart aussah und gebeugt dahinging, ohne nach links oder nach rechts zu sehen, grad wie ein Bettler. Er grüßte ihn, aber der andere tat, als sehe er ihn nicht. Der Stadtmetzger hätte gern noch versucht, mit ihm ins Gespräch zu

kommen, aber von weitem hörte er das Bähnchen pfeifen und mußte laufen wie ein Schelm, um zur Zeit auf die Station zu kommen.

Der Königschmied hatte es nicht so eilig. Er blieb vor einem ansehnlichen Bauernhause stehen und ging dann zögernd über den Hof und in einen dunklen Gang hinein, wo er an eine Tür klopfte. Auf das „Herein" drückte er die Klinke nieder und trat über die Schwelle. Da war er in der Küche. Am rauchigen Feuerherd stand eine Frau und rührte in einer Pfanne.

„Guten Tag, Lisbeth."

„Ah, du bist's. Was willst du?" sagte sie kurz und hart und stieß den Hund, der sich schnuppernd an sie herangemacht hatte, mit dem Fuße auf die Seite.

„Bist du an der Arbeit?"

„Ja, ich muß wohl, ich hab's nicht so gut wie andere Leute?"

„Was für andere Leute?"

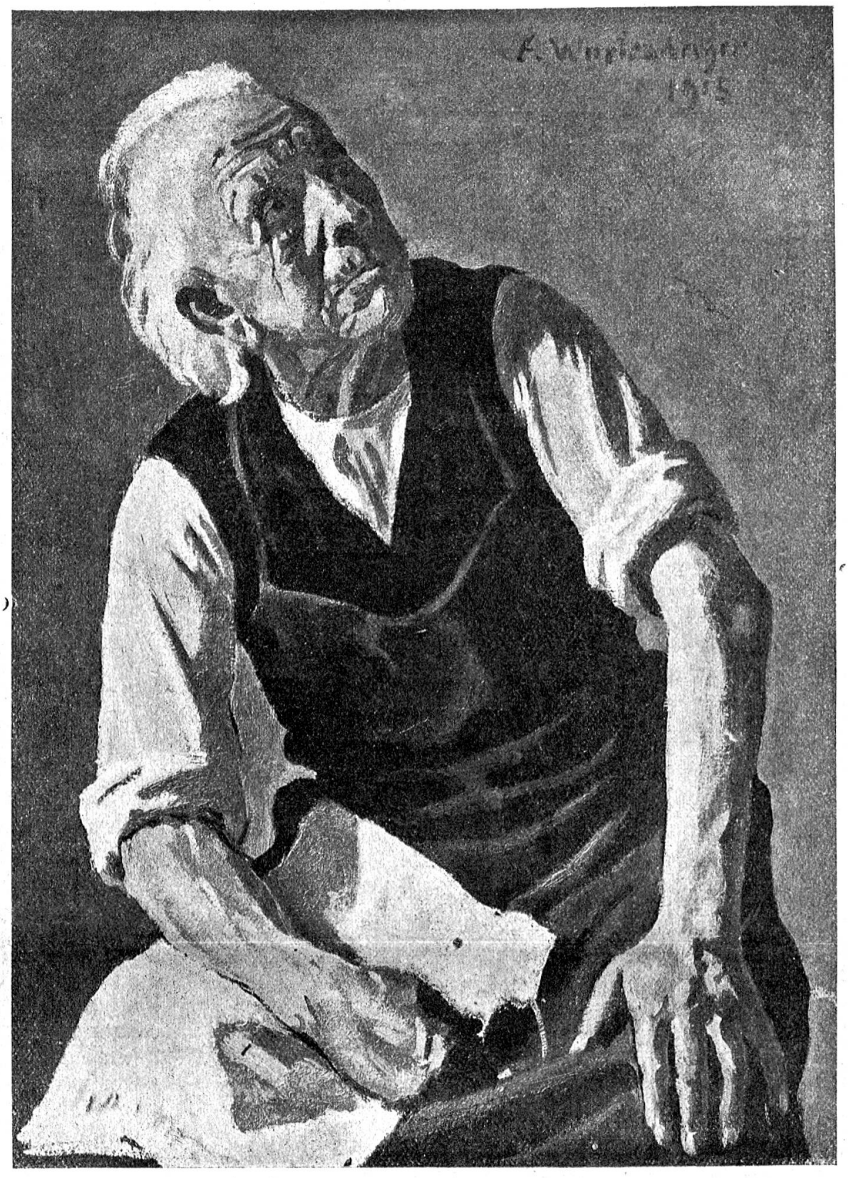
„Du zum Beispiel."

Der Vater seufzte.

„Du wirst wohl wissen, daß es nicht weit her ist damit."

„Du hast auf jeden Fall dein Bett und dein Essen und brauchst nichts mehr zu tun. Aber ich muß schinden, Tag um Tag, und weiß dann nicht einmal, ob's zum Essen langt für mich und das Kind und die Knechte und ob ich nicht bald mein Bett verkaufen muß, wenn es heißt, den Zins zahlen und das Geld nicht beisammen ist. Und helfen tut mir niemand. Es ist ganz so, wie es im goldenen ABC heißt:

„Da mir's gut geht auf Erden,
Da wollen's alle meine Freunde werden.
Da ich komme in die Not,
Da sind alle meine Freunde tot."



E. Würtenberger: Der Politiker.

Der Vater nickte mit dem Kopf. Dann stieß er hervor:

„Ich halt' es nicht mehr aus beim Viktor."

„Was willst du denn tun?"

„Ich möchte dich fragen, ob ich nicht zu dir kommen könnte."

„Du hast ja gehört, wie es bei mir zugeht."

„Ich esse wenig und bin mit einem harten Bett zufrieden. Nur Ruhe möchte ich haben, Ruhe! In Vorderwil schimpfen sie den ganzen Tag und mich behandeln sie wie ein Stück Vieh. Nein, ein Stück Vieh behandeln sie besser."

„Die alten Leute sind empfindlich."

„Ich gewiß nicht. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Die Alte bäckt und küchlet, daß die Butter pfundweise draufgeht. Aber mir schneidet sie ein Gesicht, wenn ich nur ein Stück Brot esse. Und der Viktor tut, als sei ich Luft. Das hab' ich doch nicht verdient."

„Wer weiß."

„Und darum wär' ich so froh, wenn ich zu dir kommen könnte."

„Zahlst du etwas?"

„Ich kann nicht."

„Aber du hast dir doch bei der Erbteilung 5000 Franken vorbehalten. Wo sind die?"

„Ich hab' sie letztes Jahr dem Viktor geliehen. Er hat eine Fabrik gebaut, wie du weißt, eine Seidenwinderei. Und weil es mit dem Gewinne nicht so schnell geht, hatte er Geld nötig."

„Und du warst dumm genug, es ihm zu geben? Scheint's steht er trotz allem deinem Herzen immer noch am nächsten. Mir hättest du die 5000 Franken nicht geliehen. Gibt er dir Zins?"

„Jetzt gerade nicht. Die Fabrik will sich nicht rentieren. Er hat gemeint, der Bach könne sie treiben, aber der Bach hat nicht genug Wasser. Da kann ich ihn doch nicht plagen."

„Natürlich nicht, deinen Lieblingssohn! Aber ich soll dich dafür zu mir nehmen. Für nichts. Zu dem bin ich gut genug. Aber du hast ja vielleicht gesehen, wie es bei mir dreinschaut. Auf dem Dache fehlen die Ziegel und es regnet herein, wo es will. Aber ich habe kein Geld, um es neu

decken zu lassen. Ueber dem Mistloch sind die Bretter verfault. Aber ich vermag keine anderen zu kaufen. Eins, zwei, drei kann mir das Kind ertrinken oder eine Kuh hineinfallen, nur weil ich kein Geld hab'. Es geht nicht, Vater, bleib' auf dem Königshof, bei deinem lieben Sohn."

„Ich halt's nicht mehr aus."

„Das hab' ich auch schon gemeint und geglaubt, ich müss' zugrunde gehen, und leb' doch immer noch. Es ist gerade, als ob sich der Tod zweimal besinne, unsereiner aus seinen schlechten Umständen herauszuholen. Wer's gut hat, stirbt leichter."

„Ich hab' schon daran gedacht, zur Marei in die Stadt zu ziehen. Der geht's ja soweit ganz gut."

„Ja, tu das."

„Aber du weißt, wie es bei ihrer Heirat zuging, sie werden mir das wohl noch nicht vergessen haben. Und bei Teilung kam sie auch zu kurz. Sie erhielt nur den Pflichtteil."

„Ich auch."

„Nein, du nicht."

„Der Viktor sackte die Hauptsache ein. Alles wurde niedrig geschätzt, die Aecker, das Haus, das Vieh, die Gerätschaften, und darnach wurden wir ausbezahlt. Jedes von uns bekam zwanzig Tausend, die Marei noch weniger. Aber ich bin sicher, daß der Viktor auf vierzig Tausend kam, und das ist nicht recht. Und deine übrigen fünftausend hat er jetzt auch noch dazu. Und eine Matte, die du im Schließ hattest, verkauftest du ihm für den dritten Teil ihres Wertes. Und das Geld wirst du wohl auch in seine Fabrik gesteckt haben, oder nicht?"

Der Vater machte keine Einwendung.

(Fortsetzung folgt.)

# Das religiöse Erlebnis Tolstois.*

Von A. Fankhauser.

Als der Künstler Tolstoi in seinem Schaffen jene Höhe erreicht hatte, die bloßen Ruhm und Glauben an die Notwendigkeit des eigenen Schaffens als Gipfel niederen Ranges weit unter sich läßt, da brach in ihm sein eigentliches Wesen durch, das religiöse. Wie groß auch der Künstler Tolstoi sein mag, es ist durch dies Ereignis allein entschieden, daß er im Tiefsten Nichtkünstler, Kunstfeind von Anfang an sein mußte, und daß all sein Denken und Trachten in der Kunst nur Vorstufe, unreine Vor-Offenbarung des eigentlichen Tolstoi war.

Das elementare Erlebnis stürzt des Mannes Denken über Gott und Mensch, Gesellschaft und Gesetz, Leben und Tod um und gibt ihm die für das Individuum Tolstoi allein gültige und schon längst unbewußt befolgte Form. Tausend Schranken der Konvention fallen. Menschenfurcht verschwindet . . . Der berühmte Mann verneint seinen Ruhm unbedingt. Verneint die Gültigkeit der Welt, die seinen Ruhm anerkennt. Verneint ihr Denken. Verneint die Grundlagen, darauf das eigene, bevorzugte materielle Dasein sich gründet.

Die Welt zweifelt an seiner Lehre und verspottet ihre Konsequenzen mit der richtigen Erkenntnis: „Das heißt, wir müssen sterben."

Das ist richtig, sagt der Religiöse. Das Schreckliche an der Geschichte ist nur, daß nicht alle wie ich denken, deshalb heißt es für mich sterben. Wären alle wie ich, so müßte es nicht so sein. Alle Eure Einwände sind Vorwände. Ich weiß, daß ich Recht habe. Was auf Erden auch getan, ersehnt, gestaltet, geliebt, gehaßt wird, nichts kommt dem gleich, an Gewalt, was ich in mir als Wahrheit erfahren habe.

„Ich erhielt gestern einen anonymen Brief mit der Drohung, ich würde ermordet, wenn ich mich bis 1898 nicht gebessert hätte . . . mir ist schauerlich und wohl zugleich," schreibt er am 21. Dezember 97. Der Drohbrief blieb nicht der Einzige.

Der Mensch, der fähig dieses Erlebnisses ist, bleibt zu allen Zeiten ein Wunder unter seinen Brüdern. Sagen heften sich an seinen Namen. Krieg, Haß, Mord mißbrauchen ihn in späten Zeiten noch. Menschen der Gegenwart stoßen sich mit ihren Vorwänden an seiner Lehre. Er wird als Ketzer ausgestoßen von der offiziellen Kirche. Es schmerzt ihn nicht.

Der denkende Intellekt weiß nur zu genau, daß die Welt an dem einen Beispiel göttlichen Lebens keinen Anlaß nehmen wird, sich zu ändern . . . Trotzdem: Der Religiöse kann nicht anders. Kann ebenso wenig anders, wenn selbst sein eigener Intellekt zugibt, daß für die Welt alles umsonst sein werde. Einziger Grund: Der „andere Wille" will es.

Tolstoi nennt den erfahrenen Willen Gott. Was will Gott? Er will, daß man tue, was man längst als unbedingt gut in sich erkannt hat. Lüge, wenn einer behauptet, dies nicht zu wissen! Grund der Lüge: Feigheit! Selbstverständlich, daß die Forderung und ihre Durchführung zur Kreuzigung führen wird. Umsomehr will die Forderung erfüllt sein. Was auch darauf erwidert werden mag, ist wissentliches Widerstreben gegen das Gute und seine Stimme in uns. Doch genug davon. Jeder Lebendige weiß es, und hiemit möchte auch das Erlebnis des „letzten Christen", wie man Tolstoi genannt hat, genügend dargestellt sein.

Wie äußert sich denn der Gott, der da fordert, wer ist er, und welche Folgerungem muß Tolstoi für seine Zeit, sein Verhältnis zur Gesellschaft und für sein eigenes Dasein ziehen?

Die Gottheit fordert unbedingte, ungeteilte Liebe für sich allein.

„Es gehört eine Verblendung dazu, um die einzelne Person zu lieben. Sonst kann man nur Gott lieben und mit den Menschen Mitleid haben, was auch „in Gott lieben" heißt." „Wir streben zum All und zueinander, wie die Teilchen ein und desselben Körpers . . . Die Anziehungskraft ist vorhanden . . ." Lieben, das ist die Erfüllung des Willens. Sie ist etwas Grundanderes, als irgend Sympathie oder Zuneigung zu einem Seienden, einem Wesen gleicher, niederer oder höherer Art, zu einem materiell gedachten Gotte. Sie bedeutet beständiges Fragen und sich richten nach dem Willen

* Vergl.: Leo Tolstoi, Tagebuch 1895—1899.
„Und das Licht leuchtet in der Finsternis," Drama, deutsch von Scholz. (Recl. Univ. Bibl.)

Hauptstrasse von Jassnaja Poljana.